Freedom Tests

Sieben Prüfungen. Vier Kontinente. Ein Leben für die Freiheit.

RICHARD FREDERIC BERTOSSA

Freedom Tests
Sieben Prüfungen. Vier Kontinente. Ein Leben für die Freiheit.

© 2027 Richard Frederic Bertossa
Alle Rechte vorbehalten.

Erste Auflage, Januar 2027

ISBN 979-8161674291

Medieninhaber und Herausgeber: Richard Frederic Bertossa
c/o 5Flags Incubation LLC
2880 West Oakland Park Blvd, Suite 118
Fort Lauderdale, FL 33311, USA

Druck: Amazon Kindle Direct Publishing

richardbertossa.com

KAPITEL 2: Der Überlebenstest

I.

Venezuela kam wie ein Weihnachtsgeschenk, und das meine ich wörtlich.

Es war Heiligabend, 2002 oder 2003, welches Jahr genau, weiß ich nicht mehr, und es ist auch egal. Ich saß am Flughafen in Caracas, wartete auf den Anschlussflug nach Isla Margarita und sprach kein Wort Spanisch. *Una cerveza por favor*, das war mein ganzer Wortschatz. Ein Bier konnte ich bestellen, sonst nichts.

Einen Plan hatte ich nicht, keine Hotelreservierung, keine Kontakte auf der Insel und keine Ahnung, was mich dort erwartete. Ich hatte nur ein Ticket und dieses Gefühl, das mich schon mein ganzes Leben lang begleitet: Wenn du irgendwo ankommst, ergibt sich der Rest, du musst nur ankommen.

Und dann lernte ich Bernd kennen, einen Deutschen, der schon seit Jahren auf der Isla wohnte, braungebrannt und entspannt, einer von diesen Expats, die irgendwann aufgehört haben, nach Hause zu fliegen, weil sie dort schon zu Hause waren. Wir kamen ins Gespräch, und nach zwanzig Minuten hatte er beschlossen, sich um mich zu kümmern.

„Weißt du was? Ich schicke dich mit meinem Fahrer auf den coolsten Strand, den ich kenne. El Yaque."

Er organisierte alles, den Fahrer, die Kosten und den Weg, wir tauschten Nummern aus und verabredeten uns für zwei Tage später. Ich saß hinten im Auto und dachte mir: Achtundzwanzig Jahre alt, kein Spanisch, kein Plan, und die Welt organisiert sich um mich herum, nur weil ich da bin.

Als ich in El Yaque ankam, war ich wie von den Socken gerissen, ich schaute auf einen paradiesischen Strand, lachende Leute, Sonne, Meer, Windsurfer in der Ferne, eine angenehme Brise und dazu Weihnachten. Mit Schnee, Kälte und Besinnlichkeit wie in Österreich hatte das nichts zu tun, es fühlte sich an wie der erste Tag vom Rest meines Lebens.

Ich checkte ein, bekam ein gutes Zimmer und ging hinunter an die nächste Bambusbar, und dort traf ich innerhalb einer halben Stunde einen Franzosen, zwei Holländer und einen Österreicher. Natürlich einen Österreicher, die findest du auf der ganzen Welt in jeder Bar und in jeder Ecke. Wir verstanden uns sofort, und sie sagten: „Lass uns in die Stadt gehen, da gibt es ein super Restaurant, das Sevillana. Da wird Flamenco getanzt."

Also fuhr ich an meinem ersten Abend in Venezuela, ohne Spanisch, ohne Plan und ohne Reservierung, mit vier Leuten, die ich zwei Stunden vorher kennengelernt hatte, in ein Restaurant mit Flamenco, und wir feierten dort gemeinsam den Heiligen Abend. Die Tänzerinnen stampften auf den Boden, die Gitarren klangen, und ich dachte mir: Das hier ist etwas anderes als die Wall Street, wo ich im letzten Stock mit Buffet und Security gestanden war. Das hier ist echt.

So fing Venezuela an.

II.

Bernd stellte mich dann anderen Leuten vor, unter anderem einem Österreicher namens Manfred, einem Hans Dampf in allen Gassen, der in Porlamar jedes Geschäft hatte, das man sich vorstellen kann: Hotel, Immobilien, Pfandleihe, Import und Export. Einer von diesen Typen, die in der Früh drei Deals gleichzeitig am Laufen haben und am Abend fünf.

Sein Pfandleihgeschäft lag in der Cuatro de Mayo, in so einem alten südamerikanischen Centro Comercial, ein bisschen schmuddelig und ungeordnet, ein Dutzend kleiner Läden zusammengepfercht in einem Bau, der schon bessere Jahrzehnte gesehen hatte. Wer hinein wollte, klingelte am Gittertor, und ein junger Assistent, Louis hieß er, glaube ich, drückte den Summer. Im Vorraum lag alles, was Wert hatte und was die Pfandkunden über den Tisch gegeben hatten, Schmuck, Rolex, Breitling, hinter Vitrinen aufgereiht, dazu ein Schalter mit Panzerglas wie bei einer Bank. Rechts ging eine Tür ins Hinterzimmer, und dort saß Manfred.

Er stand auf, als ich hereinkam, ein dicker Mann mit einem breiten Lächeln, Pferdeschwanz, dunklen Haaren und dunklen Augen. Wir plauderten über das Leben, über die Insel, über seine Projekte und darüber, wie lange er schon dort war, und alle drei Minuten wurden wir unterbrochen, von einem Anruf, von einem Klopfen an der Tür oder von einem Geschäft, das sofort erledigt werden musste. Hans Dampf eben, im wörtlichen Sinn.

Zu seinem Reich gehörten die Pfandleihe in der Cuatro de Mayo, ein Hotel in Playa El Agua, ein Autohandel und ein Juweliergeschäft mit Gold-Nuggets über der Theke, dazu Landstriche, die er sich für später hielt. Dass er sich dabei letztlich übernahm und Jahre später Probleme und Schulden hatte, stellte sich erst heraus, als es zu spät war, und ich musste da einen Investitionsverlust in Kauf nehmen. Aber zum Glück ging die ersten Jahre einiges gut, und ich bekam doch viel von dem wieder heraus, was ich hineingesteckt hatte. Und vor allem war das Leben dort und diese Möglichkeit, dort zu sein, im Nachhinein betrachtet alles wert.

Manfred half mir auch, ein Auto zu kaufen, weil er gute Kontakte hatte. Und so bekam ich als Erstes aus meinen Renditen einen Galopper. Ich brauchte also kein kleines Mietauto, ich hatte einen richtig schönen, großen SUV. Ich hatte nämlich bei Manfred Geld angelegt. Das brachte mir achtzehn Prozent im Jahr, eineinhalb Prozent im Monat, jeden Monat ausgezahlt. Mein Haus in Österreich hatte ich verkauft, meine Ersparnisse mitgenommen, und ich wollte die nicht herumliegen lassen. Bei einer österreichischen Bank lag das Geld zu zwei Prozent, bei Manfred zu achtzehn. Das war ein Land, in dem Working Capital teuer war und ehrliche Leute sich gegenseitig finanzierten, weil die Banken niemandem trauten und niemand den Banken. Also steckte ich das Geld in Manfreds Projekte, und als Erstes kam der Galopper.

Manfreds Frau, Andis, war auch eine unternehmerische Frau und hatte eine Marketing- und Promotion-Agentur, die unter anderem Bier-Models stellte. Wenn eine Brauerei ein Event hatte, wenn ein Hotelclub seine Eröffnung feierte oder wenn jemand in der Margarita-

Szene irgendetwas mit Strand und Lifestyle bewerben wollte, lieferte Andis die Mädchen. Manfred gab mir einen Schreibtisch in ihrer Agentur, ein eigenes Zimmer, in das ich meinen Assistenten und meine Assistentin setzen konnte, und vor meiner Nase liefen dutzende Models auf und ab und winkten mir zu, während ich versuchte, ernsthafte Geschäftsmails zu tippen. So ein Bürobild denkst du dir mit Mitte zwanzig nicht aus, weil du gar nicht weißt, dass es so etwas gibt. Es gab es, und ich saß mittendrin.

Die Hochzeit von Manfred und Andis war eine Riesenparty im Hotel, mit hunderten Leuten, den Größen der Insel, Champagner und drei Tagen Feiern. Später, als der Tourismus in Venezuela immer mehr in Mitleidenschaft gezogen wurde und das Hotel kaum noch Gäste hatte, bauten sie das Hotel in einen All-Inclusive-Club mit Mädchen um, ein kommerzialisiertes Schlaraffenland. Da ging ich dann nicht mehr hin. Manche Linien zog ich nicht mit.

Die Währung war so weit kollabiert, dass alles grotesk billig war. Eine Flasche Whisky kostete fünf Dollar, vier Leute im besten Restaurant zwölf. In Caracas gab es den Cupo Cadivi, einen Wechselkurs, bei dem du jedes Mal, wenn du jemanden kennenlerntest und Geld tauschtest, tausend Dollar Gewinn machtest, nur durch den Unterschied zwischen dem offiziellen und dem schwarzen Kurs.

Und dann die Nächte. Im Centro Comercial San Ignacio in Caracas gab es die Whisky-Bar mit den hübschesten Frauen und Livemusik, wir tanzten Salsa bis drei Uhr in der Früh und zogen dann weiter in die nächste Bar, am Wochenende eine Strandparty, dann eine Grillfeier bei Freunden. Das wurde einem wie auf

einem Silbertablett hin und her gereicht, und fast keine dieser Nächte vergisst man.

Ich wohnte in Chilla Linda, einer Villa in Pampatar, mit sechs Schlafzimmern und Blick aufs Meer, eine Riesenvilla für einen Mann allein. Vorher hatte ich bei Günther gewohnt, einem Deutschen mit einer Vorgeschichte im Auto-Wiederverkauf, der mir in seinem Studio-Apartment in Horikol ein paar Monate lang ein Bett gegeben hatte. Als er das Apartment zurückhaben wollte, brauchte ich etwas Eigenes, und das Eigene wurde Chilla Linda.

Sechs Schlafzimmer, ja, ich brauchte sie nicht. Aber sie waren da, und die Tür war offen, im wörtlichen Sinn. Ein Italo-Deutscher namens Pino zog ein, ein Franzose namens Stefan ebenfalls, und wer durchreiste, ein Bauunternehmer aus Deutschland, ein alter Freund aus Wien oder eine Ex-Freundin auf Besuch, fand ein Schlafzimmer. Wir kochten zusammen, tranken zusammen und vergaßen, wer wann wo war. *Laissez-faire Open House.*

So war meine Lebenshaltung damals, ohne Verschlossenheit und ohne Status-Schutz: Wer kam, kam herein, und wer ging, ging mit einem Lächeln. In Chilla Linda, mit Blick aufs Meer und einem ständigen Strom von Menschen, die durchkamen, blieben und weiterzogen, war die Welt weit offen.

Das ging so, Jahr für Jahr, 2003, 2004, 2005, 2006, 2007. Schlaraffenland. Ich wusste, dass das nicht normal war und dass sich dieses Fenster irgendwann schließen würde. Solange es aber offen stand, genoss ich jeden Tag, als wäre er der letzte.

Bei Manfred ging es nicht so glatt zu Ende, wie es begonnen hatte. Er hatte viel in Bolívar verliehen, über

die Pfandleihe mit hohen Zinsen, nur wertete der Bolívar so schnell ab, dass selbst die achtzehn Prozent das nicht ausgleichen konnten. Was er an Renditen ausschüttete, war auf dem Papier ein Gewinn, in der echten Welt wurden es Monat für Monat weniger Euro. Er versuchte zu retten, was zu retten war, und wollte am Schluss noch ein Hotelprojekt mit seinen Landstrichen in eine Gesellschaft einbringen und irgendwo in Lateinamerika an die Börse bringen. Aber das war alles zu spät, und die Investoren rochen, dass etwas nicht mehr stimmte.

Dann lag eines Tages ein Paket vor der Tür der Agentur, und Andis machte es auf. Drinnen lag ein Fisch, frisch genug, dass er noch nach Meer roch, aber tot. Und in seinem Auge steckte eine Pistolenkugel, dazu ein Drohbrief.

Das war eine Drohung im klassischen lateinamerikanischen Stil, und Manfred verstand sie sofort. Binnen Tagen verließ er das Land, mit der Absicht, alles aus der Ferne zu regeln, die Gläubiger zu bedienen, die Forderungen abzuwickeln und irgendwann zurückzukommen. Vorher beruhigte er noch persönlich die einen oder anderen verärgerten Gläubiger, je nachdem, wer am lautesten aufschrie oder wer am gefährlichsten war, die Gefährlichsten zuerst, und versprach, was er versprechen konnte.

Regeln ließ es sich nicht mehr. Die Schulden waren größer, das Vertrauen kaputter und der Bolívar im freien Fall. Andis blieb anfangs auf Margarita zurück, in der Agentur, in der Wohnung und in dem Leben, das die beiden sich gemeinsam aufgebaut hatten, bis sie eines Tages verstand, dass er nicht mehr zurückkommen würde. Aus der Ferne, über Anwälte und Telefonate,

trennte sie sich von ihm. Sie räumte auf, was aufzuräumen war, verkaufte, was zu verkaufen war, und lebte ein eigenes Leben weiter, das in seinem Schatten begonnen hatte und durch sein Verschwinden erst ihr eigenes wurde.

Einige Leute haben viel Geld verloren. Ich auch, nur bekam ich über die Jahre durch die Rendite einen Großteil wieder heraus. Da weine ich dem heute nicht nach. Das Leben in dieser Halligalli-Zeit von 2003 bis 2007 war es auf jeden Fall wert.

Und dann schloss es sich.

Karl

Manfred war einer von vielen, die ich in dieser Zeit kennenlernte. Andere brachte ich selbst auf die Insel.

Karl, ein Bauunternehmer, gehörte das Haus im 15. Bezirk in Wien, in dem ich mit meinem Partner Bernhard mein erstes Office gehabt hatte, die GAUSS Internet Services, wo wir in den späten Neunzigern die ersten Webseiten programmiert haben. Er war der Baumeister und Besitzer und hatte uns unten ein Büro vermietet, und so kannten wir uns.

Jahre später, ich war schon länger in Margarita, traf ich ihn in Wien wieder. Er hatte gerade Konkurs angemeldet, seine Ex-Frau zog ihn vor Gericht, und dieser Mann, zwei Meter groß, hundertzwanzig Kilo schwer und mit einer Hand wie ein Ziegelstein, saß mir gegenüber und sagte, dass er nicht mehr weiß, wie es weitergehen soll.

Ich sagte: „Komm mit. Ich zeig dir einen Platz, da vergisst du alles."

Viel zu verlieren hatte er nicht. Ich setzte ihn in ein Flugzeug nach Isla Margarita, holte ihn am Flughafen ab und stellte ihn allen vor, Manfred, Andis, Günther und meiner Assistentin Libibe, die achtzehn oder neunzehn war und nach einem Auslandssemester in Deutschland perfektes Deutsch sprach, ein kluges, liebes Mädchen. Heute ist sie in Italien verheiratet.

In den ersten Tagen ging es ihm besser, mit Strand, Sonne, Whisky und neuen Leuten. Die Insel wirkte bei ihm genauso wie bei mir, sie packte ihn an den Schultern und drehte ihn vom Abgrund weg.

Aber Karl war nicht ich. Er war ein verrückter Bauunternehmer und trug etwas mit sich, das die Insel nicht heilen konnte, das ihn immer wieder in dunkle Phasen warf. Mit früheren Geschäften prahlte er gern. Ob das stimmte, weiß ich bis heute nicht. Aber wenn er böse schaute, bekamen die Leute Angst.

Dann verliebte er sich in Libibe, oder in das, was er Verlieben nannte. Er wollte sie mit Geld beeindrucken und ihr ein Auto kaufen, das sie als seine persönliche Assistentin fahren sollte, und sie wollte das nicht, weil sie an so einem Menschen romantisch einfach kein Interesse hatte. Also wurde er streitsüchtig und bedrohte sie, dann mich und dann auch andere Leute.

Jahre später führte Karl in Wien einen Prozess gegen seine Ex-Frau, die ihm die Apartments in diesem Haus streitig machen wollte. Ich schickte seinem Anwalt, Dr. Josef Fromhold, eine handschriftliche Aussage zu seinen Gunsten. Ich half ihm noch einmal, weil ich das ungerecht empfand, und vielleicht auch, weil ich ihn noch nicht ganz aufgeben wollte.

Das letzte Mal sah ich ihn vor ein paar Jahren in El Yaque am Strand. Karl war jetzt um die siebzig, und ne-

ben ihm saß eine Neunzehnjährige. *Dass die den aushält*, dachte ich mir, *das geht eh nur wegen dem Geld.* Er war noch immer negativ und zynisch, hatte eine schlechte Energie und kam mit Drohungen, alten Konflikten und neuen Konflikten.

Ich hoffe eigentlich, dass ich ihn nicht mehr sehe.

„Komm mit, ich zeig dir einen Platz, da vergisst du alles", das würde ich trotzdem jederzeit wieder sagen. Manchmal funktioniert es, manchmal funktioniert es nur eine Weile.

Alileng

Die Frau, die ich in dieser Zeit heiratete, lernte ich mit Karl in einem Nachtclub kennen.

Da war was los, da war Stimmung, riesig die Hütte, Salsa, und irgendwer reichte einen Whisky. Sie tanzte, eine Morena, super schlank, frisch, fröhlich und keck. Und sie sprach Deutsch, mit ihrem venezolanischen Akzent darin, was ich erst einmal glauben musste. Aber sie sprach es. Sie hieß Alileng und kam aus Venezuela, und sie übernachtete bei mir im Hotel.

Ich lud sie nach Isla Margarita ein, und Wochen später war sie da. Dann flogen wir nach Wien, dann nach Kärnten, wo Karl sich ein Schloss am Wörthersee gekauft und umgebaut hatte und wir ihn besuchten, und von dort nach Thailand. Wir reisten, wir lachten, und dann kamen wir zurück.

Und dann heiratete ich sie.

Das war im Standesamt im 16. Bezirk in Wien, demselben, in dem ich Jahre vorher als Bezirksrat gesessen war, und Freunde waren dort, die uns eine Hochzeits-

reise nach Venedig schenkten, mit dem Zug, zwei, drei Tage in der romantischsten Stadt der Welt.

Geheiratet habe ich sie, weil ich wollte, dass sie gleichwertig ist. Sie sollte sich nicht nur unterdrückt fühlen, sie sollte in Österreich studieren und arbeiten können und eigene Papiere haben, statt als Freundin ohne Rechte dazustehen. Es war beides: Ich habe sie als Mensch geliebt, sie war meine Freundin, und eine andere Beziehung hatte ich nicht. Die Ehe war die Basis, damit sie nicht ohne Rechte, ohne Zukunft und ohne Chancen dasteht. Seit damals trägt sie meinen Namen, auch wenn wir später getrennte Wege gingen.

Sie lernte Englisch und Deutsch, schnell und gut, und sie wurde, was sie werden wollte. Dann ging sie nach Trinidad und Tobago, um ihr Englisch zu vertiefen, das war von Isla Margarita nur ein Katzensprung. Wir telefonierten ab und zu. Sie kam zurück, ging wieder, blieb dann länger.

In dieser Zeit, als sie auf der anderen Karibikinsel saß, lernte ich eine Frau kennen, die ich Rosanna nannte.

Neben Manfreds Pfandhaus und der Verbindung über Karl baute ich mir auf Margarita auch ein eigenes kleines Team auf. Auf eine Anzeige in der *Sol de Margarita* meldete sich Joe, eigentlich José, neunzehn Jahre alt, der Sohn des Bürgermeisters von Porlamar, ein wilder Vogel. Er sprach Englisch und Französisch, weil er ein Jahr in Kanada gewesen war und sich dort neben dem Lernen mit einem Job im Callcenter durchgekämpft hatte. Joe war ein Party-Animal mit einer dreiundzwanzig Jahre älteren Ehefrau und dem chronischen Hang, jeden Morgen drei Stunden zu spät ins Büro zu kommen, weil er nachts in den Strandbars von

Playa el Agua durchgefeiert hatte. Mein Geschäftspartner Chris klopfte ihm regelmäßig auf die Finger, und Joe lachte, entschuldigte sich und kam am nächsten Tag wieder zu spät. Aber er konnte mit Menschen umgehen, er konnte verkaufen, und er hatte dieses karibische Lachen, das einen Deal in einer Viertelstunde abschloss. Also behielt ich ihn. Und manchmal, wenn er mich nach der Arbeit in eine der Salsa-Bars an seinem Lieblingsstrand schleppte, ergab sich daraus mehr als ein Geschäftsabend.

Rosanna und das Dach

Rosanna war anders. Wo Alileng selbstbewusst war, war Rosanna scheu, und wo Alileng tanzte, ging Rosanna an den Wänden entlang. Sie war noch jung, Anfang zwanzig, und kam aus Mérida, wo sie bei ihrer Tante Olivia aufgewachsen war, einer relativ wohlhabenden Frau, die einen reichen Mann geheiratet hatte und in einer Villa mit sechs Badezimmern und zehn Zimmern lebte.

Olivia hatte Rosanna als Kind aufgenommen und ihr eine Art Heim gegeben. Sie hatte sie aber auch als Nanny und Putzfrau missbraucht, launisch und manchmal hart, eine zweischneidige Beziehung, auf der einen Seite bittere Erinnerung und auf der anderen Seite Liebe.

Kennengelernt habe ich Rosanna in Mérida beim Teleférico, der Seilbahn, wo sie einfach herumstand. Von ihrer Tante war sie damals, glaube ich, gerade abgehauen. Sie sah aus, als könnte sie nirgendwo hin.

Wir tauschten Nummern aus und telefonierten ein paar Monate lang. Dann sagte ich: Komm mit nach Margarita, ich kann dir ein Zimmer geben. Erotische Absichten hatte ich keine, ehrlich. Vielleicht hat sie mir

unterbewusst sehr gefallen, ich weiß es nicht, aber bewusst dachte ich mir: Die braucht einen Platz, und ich habe einen.

Sie kam mit dem Bus nach Caracas, und ich holte sie mit dem Galopper ab. Sie zog in Chilla Linda ein, oben im zweiten Stock in das Turmzimmer, das mit dem besten Blick aufs Meer.

Wochenlang lebten wir nebeneinander, ohne dass etwas passierte. Sie kochte, sie las, sie ging mit uns aus und wurde Teil der Open-House-Wirtschaft von Chilla Linda. Pino und Stefan nahmen sie auf wie eine kleine Schwester.

Und dann ging ich eines Abends zu ihr hinauf. Sie war da, ich war da, wir küssten uns, und eine Nacht passierte.

Das war eine Nacht, bevor Alileng aus Trinidad zurückkam.

Am nächsten Morgen rief sie aus Caracas an. Ich war mit Rosanna am Windsurferstrand in El Yaque, Smartphones gab es damals noch keine, ich hatte ein altes Mobiltelefon. Im Hintergrund rauschte das Meer.

„Hey, was ist los?“

„Ich hab die Rosanna zu Besuch aus Mérida“, sagte ich. „Aber du musst dir keine Sorgen machen.“

Das war vielleicht das Falscheste, was ich sagen konnte.

Alileng sagte: „Ich komme sofort zurück.“

Sie kaufte sich tatsächlich ein Ticket und war zwei, drei Tage später da. Mario, mein Taxifahrer, der uns immer abholte, fuhr mich zum Flughafen, und wir saßen schweigend im Auto.

„Das wird ein schwieriges Gespräch“, sagte ich.

Und es wurde schwierig. Ich sagte ihr die Wahrheit: „Es ist passiert. Ich bin verliebt. Ich mache meistens das Gegenteil von dem, was andere mir aufzwingen wollen."

Sie ging zu einer Freundin, übernachtete die nächsten Tage dort und weinte sich die Seele aus dem Leib, und mit mir sprach sie tagelang kein Wort.

Ein paar Tage später gab Stefan eine Einweihungsparty.

Stefan hatte sich außerhalb von Porlamar ein eigenes Haus gebaut. Wir waren alle eingeladen, Pino, ich, Rosanna und halb Chilla Linda. Mitten in der Party tauchte Alileng auf, sie hatte Wind davon bekommen, irgendwer hatte ihr gesagt, was los war. Sie kam direkt zu uns ins Wohnzimmer, stieß mich an, beschimpfte Rosanna und drohte, und die Leute versuchten, uns zu trennen.

Rosanna und ich flüchteten, durchs Klo und dann vom Fenster aufs Ziegeldach hinauf.

Da lagen wir dann eine halbe Stunde, vielleicht auch eine ganze, oben der Sternenhimmel und unten die Party, und irgendwo dazwischen Alileng, aggressiv, dann wieder ruhiger, dann wieder aggressiv, und die Leute hielten sie zurück. Wir lagen auf den warmen Ziegeln und schwiegen.

Auf dem Dach sagte Rosanna: „Du hättest mir sagen müssen, dass du verheiratet bist."

Ich beruhigte sie: „Das war doch nur aus diesem Grund, ich wollte ihr helfen." Das war wahr, aber nicht vollständig.

Eine crazy Nacht. Irgendwann gab es Entwarnung, und wir gingen nach Hause.

Ein paar Wochen später war Alileng abgereist, und wir trennten uns auch formal, in Österreich wurden wir geschieden. Die Schweizer Botschaft hat aber geschlampt, sodass die Ehe dort nie offiziell aufgelöst wurde, und auf dem Papier, in einem Aktenordner irgendwo in Bern, sind wir wahrscheinlich bis heute verheiratet. Mir war das nie wichtig, aber es hat etwas Symbolisches:

Mit Alileng blieb ich trotzdem in Kontakt. Irgendwann erzählte sie mir von einem Freund in Hamburg, mit dem sie zusammenlebte, Jörn. Dann war ich einmal dort. Jörn hatte beim George-Michael-Konzert in Hamburg eine private Loge gebucht, und da war ich zu Gast. Er quartierte mich im Hotel in einem Luxuszimmer ein, am Abend waren wir feiern, und kurz vor Mitternacht machte er in einem der feinsten Restaurants noch eine Spontanparty. Ein wilder Hund. Und nach diesem Besuch in Hamburg lud er uns auf die Jacht ein.

Olivia, ihre Tante, lernte ich erst später kennen. Da hatte Rosanna schon Status, weil sie mit mir zusammen war, mit einem wohlhabenden Europäer, und auf einmal war sie bei ihrer Tante wieder willkommen.

Rosanna und ich blieben zusammen, eine Weile.

III.

Im Februar 2008, als das Fenster schon zuging, passierte etwas, das mich bis heute begleitet, bei jedem verpassten Bus, jedem gecancelten Flug und jedem Zug, der mir vor der Nase wegfährt.

Ich war in Mérida, bei Olivia, der Tante meiner damaligen Freundin Rosanna. Wir hatten die Nacht in ihrem großen Haus in den Anden verbracht, hoch oben in

den Bergen, wo die Luft kalt und dünn wird. Am Nachmittag ging mein Flug zurück nach Caracas, aber es war Taxistreik in Mérida, und kein einziges Taxi fuhr. Also nahm mich der Mann der Tante mit und brachte mich zum kleinen Flughafen in den Bergen.

Ich war einfach drei Stunden zu früh dort. Das muss man sich vorstellen, ich, der normalerweise immer zu spät kommt, überall. Ich bin der Mann, der in letzter Minute ankommt, der seine Flüge knapp erwischt und sich durch die Abfertigung schlängelt. Drei Stunden zu früh, das war mir noch nie passiert.

Wie ich dort sitze und einen Kaffee trinke, sehe ich eine Maschine stehen, ein kleines Propellerflugzeug, Santa Bárbara Airlines, Flug nach Caracas. Ich ging zum Schalter und fragte, ob ich einsteigen kann.

„Nein, Sie haben ein Ticket für den nächsten Flug. Der geht zwei Stunden später."

Vielleicht kommt ja einer nicht, dachte ich mir, aber es sah nicht danach aus, die Leute kamen alle. Also setzte ich mich hin und wartete, was sollte ich sonst machen.

Kurz bevor sie den Flug schloss, schaute mich die Frau am Schalter an und winkte mich heran.

„Zeig mir die Finger, komm her, komm her. Es ist noch einer nicht gekommen. Du hast Glück. Steig ein."

Ich stieg in den früheren Flug.

IV.

In Caracas ging ich in meine kleine Wohnung, dann hinunter zur Altamira Plaza, Freunde treffen, ein Bier trinken. Eine ganz normale Nacht, Caracas eben.

Dann klingelte das Telefon und hörte nicht mehr auf. Anrufe, Blackberry-Nachrichten, eine nach der anderen, ich hob nicht gleich ab, aber irgendwann doch.

„Hey Richie, wo bist du?“

„Ich bin in Caracas.“

„Was?! Dein Flugzeug ist verschwunden!“

Ich ging zum Auto und drehte das Radio auf. Und tatsächlich, in den Nachrichten, auf jedem Sender: „Flug Santa Bárbara Airlines, Mérida nach Caracas. Missing.“

Eine halbe Stunde später kam die Bestätigung, das Flugzeug war gegen die Anden geprallt, alle vermutlich tot. Die Suchmannschaften waren unterwegs, aber niemand rechnete mehr mit Überlebenden. Die letzten Momente im Cockpit, aus dem Flugschreiber, der Blackbox, kann man heute auf YouTube hören, wenn man das aushält.

Das war der spätere Flug. Mein Flug, das Flugzeug, für das ich ein Ticket hatte.

Ich saß dort, und mich hat es zu schütteln begonnen, von innen heraus, mit einer Art Vibration, die vom Magen in die Brust stieg und dann in die Hände ging. Und ich wusste nicht, wie ich das interpretieren soll. Was denkt man, wenn man erfährt, dass man gerade dem Tod entkommen ist, ohne es zu wissen? Dass man auf einer Bank am Flughafen saß und wartete und gelangweilt auf sein Handy schaute, während das Schicksal im Hintergrund die Karten neu mischte?

Ich wusste nur eines: Ich bin hier und nicht in dem Flugzeug. Ich habe ein Ticket für diesen Flug, aber ich sitze in Caracas und trinke ein Bier.

Dann tat ich das Einzige, was mir richtig erschien. Ich erzählte es den anderen, lud sie ein und bestellte

eine Flasche Whisky. Und dann haben wir dort einfach den Überlebenden zelebriert, also mich. Trauer, Schock und „was wäre wenn" hatten da keinen Platz, da war nur Dankbarkeit, laut und deutlich und mit vollem Glas.

V.

Am nächsten Tag hatte ich einen Flug nach Bogotá.

Am Flughafen in Caracas standen die Menschentrauben, Familien, die vor dem Schalter von Santa Bárbara weinten und auf Nachrichten von ihren Angehörigen warteten, die nie mehr kommen würden. Ich ging mit meiner Bordkarte in der Hand an ihnen vorbei und checkte ein paar Meter weiter bei Avianca ein. Mir war mulmig zumute. Vor dem Fliegen hatte ich keine Angst, denn ich wusste, da muss irgendwo eine höhere Macht dahinterstehen, die mich einen Tag vorher aus diesem Flugzeug geholt hat. Aber an diesen Familien vorbeizugehen, mit einem Leben, das ich noch hatte und das ihre Söhne, Töchter und Eltern nicht mehr hatten, das war schwer auszuhalten.

Nervös war ich nicht, aber demütig.

In Bogotá sprach sich die Geschichte herum. Ich prahlte nicht damit, aber ich erzählte sie, und die Leute hielten es für unmöglich. Die Medien, die Zeitungen und die Fernsehberichte waren voll von dem Absturz, und wer erfuhr, dass ich ein Ticket für diesen Flug gehabt hatte, lud mich ein und stellte mich als den Überlebenden vor, ohne dass ich das wollte. Dieser Rummel war mir eigentlich gar nicht recht. Überlebt hatte ich ja nichts, ich hatte Glück gehabt.

Aber Bogotá brachte mir noch etwas anderes, etwas Unerwartetes.

Der Vermieter meines Apartments in Bogotá, jung, nett und aufgeweckt, reichte mich herum wie eine Neuigkeit und stellte mir seine Cousine vor. Und irgendwann, in einem Gespräch über Venezuela und den Cupo Cadivi und wie das Ganze funktioniert, kam mir eine Idee. Warum fangen wir die Leute, die aus Venezuela nach Kolumbien fliegen, nicht direkt am Flughafen ab? Wir drucken Flugblätter, stellen ein Schild auf, stellen uns an den Ausgang und warten, bis die Maschinen aus Caracas landen. *Wir kaufen Ihren Cupo Cadivi. Oder wir helfen Ihnen, ihn zu verwerten.*

Und genau das tat ich. Jeden Tag fuhr ich mit dem Taxi zum Flughafen in Bogotá hinaus, stellte mich hin, blieb ein paar Stunden und sprach mit den Leuten, und so lernte ich César kennen, einen Geschäftsmann aus Caracas. Allein dieser eine Kontakt brachte mir hunderttausende Dollar Gewinn.

Hätte ich das vorher gewusst, wäre ich ein Jahr lang dort gestanden und hätte Millionär werden können. Aber das war ja nicht mein Ziel, ich wollte Sachen ausprobieren, etwas Ungewöhnliches machen und nicht stecken bleiben. Das Geld war ein Nebenprodukt.

Seitdem beschwere ich mich nicht mehr, wenn ich aus irgendeinem Grund einen Bus nicht erwische, ein Flugzeug verpasse oder sonst etwas versäume. Wenn irgendwas nicht so sein soll, wie ich es gerade will, dann soll es vielleicht auch nicht so sein. Und vielleicht rettet mir genau das eines Tages wieder das Leben. Oder es führt mich an einen Flughafen in Bogotá, wo ich mit einem Stück Karton mein Glück mache.

Was ich in die Socken steckte

Manfred hatte noch eine zweite Bitte, die mit der Zeit zur Routine wurde. Wenn ich nach Europa flog, sollte ich Bargeld für ihn mitnehmen, Beträge, die er nach Österreich bringen wollte.

Ich machte das mehrmals, das war Routine. Bis zu dem Tag, an dem ich besonders viel dabeihatte. Auf dem Weg zum Flughafen Santiago Mariño dachte ich mir, keine Ahnung warum, aus irgendeinem Bauchgefühl, ich nehme das Geld aus dem Gepäck. So etwas hatte ich noch nie gemacht. Ich steckte das Geld im Auto in die Socken.

Ich war ein bisschen spät dran und lief zum Check-in. Da baute sich vor mir ein Nationalgardist auf.

„Komm her. Wir checken dich."

Er führte mich in einen abgeschlossenen Raum, der gleich links neben den Check-in-Schaltern liegt, mit einem Schreibtisch, einer Lampe und einem zweiten Beamten. Ich musste mein Gepäck ausräumen und mich ausziehen, sogar die Schuhe, bis auf Unterhose und Socken.

So stand ich in Unterhose und Socken in einem Raum mit zwei Männern, die mein Gepäck durchsuchten. Und genau unterhalb in den Socken steckte das Geld.

Innerlich tobte alles. Wenn die mich auch noch die Socken ausziehen lassen, dann wäre das heute eine ganz andere Geschichte. Ein bisschen nervös war ich schon, ich weiß nicht, ob man es mir ansah, aber nach außen blieb ich ruhig, höflich und sportlich.

Zwanzig Minuten dauerte die Kontrolle. Sie fanden in meinem Gepäck ein paar exotische Scheine, Bolívar,

Souvenirs von anderen Reisen, ein paar Dollar-Reste. Dann nickten sie.

Ich zog mich wieder an, die Socken samt Inhalt, und lief zum Gate. Ob ich das Flugzeug noch erwischt habe oder erst am nächsten Tag geflogen bin, weiß ich nicht mehr, so aufregend war das alles, und die Sequenz danach ist in meiner Erinnerung verschwommen. Was ich weiß: Wenn sie mich erwischt hätten, wäre das Geld weg gewesen, zurückgegeben hätten die das sicher nicht. Und vielleicht wäre ich für ein paar Tage oder Wochen auch weg gewesen.

So viel Bargeld habe ich danach nie wieder mitgenommen. Was Manfred wollte, konnte er ab diesem Tag überweisen, zum schlechteren Kurs.

* * *

Das andere Geschäft, das ich routinemäßig mitnahm, war ganz anderer Art, nämlich Cialis. Die Tabletten kosteten in Venezuela ein paar Dollar pro Stück, in Österreich das Zehnfache. Ich nahm sie aus Caracas mit nach Europa.

Mit dem Aufschlag aus diesem kleinen Handel habe ich de facto meine Glück-Tickets bezahlt, hin und zurück Venezuela und Wien, gepuffert von Pillen, die in Caracas fast nichts kosteten und in Wien Gold wert waren. In Wien gab ich sie einem befreundeten Arzt, der sie an seine Patienten weitergab.

So machte ich es eine Weile, bis die Krise in Venezuela kam und sich die Strecken nicht mehr lohnten. Und bis ich begriff, dass ich nicht mehr der war, der für Manfred Bargeld in den Socken nach Europa schmuggelt.

Chávez und die Karten

Aus der venezolanischen Politik gab es noch ein drittes Geschäft, das in dieselbe Schublade gehört wie die Socken und die Cialis. Man musste es aus der Situation herauslesen, dann konnte man es machen.

Hugo Chávez wollte den Schwarzmarkt für Dollar nicht akzeptieren. Der Bolívar war eingebrochen, jeder kaufte schwarz Dollar, und dem Staat liefen täglich die Devisen aus dem System. Also dekretierte Chávez, dass jeder, der offiziell ins Ausland reist, Dollar zum offiziellen Kurs bekommt, eine Quote pro Bürger, ausgegeben in bar oder über die Kreditkarte.

Gedacht war das als Sozialpolitik. In der Praxis war es eine offene Tür.

Wir hatten ein Geschäft, das als Acquirer für Visa und Mastercard registriert war. Als der Chávez-Mechanismus aber lief, kamen Bekannte, dann Freunde von Freunden und dann immer mehr Leute: „Ich habe meine Reisequote bekommen. Kannst du die durchziehen?“

Wir zogen sie durch und nahmen eine Marge. Für die Venezolaner war das der Weg an das Kapital, das ihnen zugestanden war, an ihre eigenen Dollar. Wir kümmerten uns um die Abwicklung und organisierten auch die Auslandsreisen, damit das bewilligt wurde, denn daran hingen bürokratische Hürden. Dafür gab es einen Prozentsatz als Kommission.

Wir hätten dort Millionen machen können, wenn wir das Volumen weiter hochgetrieben hätten. Wir haben es nicht gemacht. Erstens brechen solche Mechanismen zusammen, sobald in Caracas einer auf den Zahlen sitzt und durchrechnet. Zweitens liefen Manfreds achtzehn Prozent ohnehin, und ich brauchte das nicht dop-

pelt. Drittens wollte ich Unternehmer in einem absurd subventionierten Land sein und kein Geldwäscher werden.

Was der Staat verbietet oder verschenkt, da entsteht ein Schwarzmarkt. Das hab ich in Venezuela jeden Tag gesehen.

So machte ich das bis 2007, 2008, bis es sich nicht mehr lohnte und ich ohnehin schon wusste, dass ich Venezuela nicht ewig halten würde.

Das Round-the-World-Ticket

Eine Geschichte aus dieser Zeit will ich noch erzählen, weil sie zeigt, wie sich das Leben mit einem fünffachen Schwarzmarktkurs anfühlt, wenn man neunundzwanzig ist und in einer Hängematte am Strand wohnt.

Es war Sommer, in Wien lief gerade die Fußball-EM, ich hatte ein paar Tage frei in El Yaque. Und in der Hängematte wurde mir langweilig.

Ich ging in das Büro von American Airlines in Porlamar und kaufte ein First-Class-Ticket. Der Listenpreis lag bei fünftausend Dollar, und am Schwarzmarkt deckte ich ihn mit den richtigen Bolívar um umgerechnet tausend Dollar ab, also fünfhundert Prozent Hebel auf einen einzigen Kauf. Das Ticket war ein One-World-Round-the-World-Ticket, zwanzig Länder, ein Jahr lang gültig und damals jederzeit ohne Spesen umbuchbar.

Normal hätte mich dieses Ticket bei One World dreitausendachthundert Dollar gekostet. Mit dem Bolívar-Hebel zahlte ich neunhundert.

Also packte ich einen kleinen Koffer und startete von Caracas.

Zuerst ging es nach Mexiko und dann nach Peru, ein paar Tage in Lima, in den ersten echten Anden meines Lebens. Dann flog ich nach Kalifornien, um meinen alten Freund Stefan zu besuchen, den ich vom freiwilligen Bundesheer kannte, ein Steirer, der mit seiner Frau ein Weingut nördlich von San Francisco managte. Zwei Tage war ich bei ihm zu Gast, wir tranken seinen eigenen Pinot Noir und redeten über alle, die wir vom Wilhelminenberg her kannten und die auf dem Foto an seiner Wohnzimmerwand standen, die kamen ja alle aus der Steiermark.

Von Kalifornien ging es weiter nach Hawaii. Am Flughafen in Honolulu sprachen mich beim Ausgang drei ältere Damen an, Touristinnen aus Florida, die nicht wussten, wie sie zu ihrem Hotel kommen sollten. „Junger Mann, würden Sie sich mit uns eine Limousine teilen?“ Sie boten mir zwanzig Dollar an, wenn ich mit einsteige.

Ich nahm die zwanzig Dollar und fuhr mit drei Omas in einer Stretch-Limousine quer durch Oahu zu ihrem Hotel.

Von Hawaii ging es nach Japan, drei Tage Tokio, dann nach Vietnam, Hanoi und Ho-Chi-Minh-Stadt, und dann nach Thailand.

Irgendwann in diesen zwei oder drei Wochen, ich lag gerade an einem Strand in Phuket, kam ein Skype-Anruf von meinem Geschäftspartner Chris aus Kalifornien. WhatsApp gab es damals noch nicht, wir mussten Skype-Termine zu einer bestimmten Uhrzeit ausmachen.

„Hey, wo bist du eigentlich?“

„Ich mache gerade eine Weltreise.“

Es gab eine Pause, und ich konnte ihn am anderen Ende der Leitung schlucken hören.

„Das ist nicht fair", sagte er. „Ich arbeite hier zwölf Stunden am Tag, und du machst eine Weltreise?"

„Chris", sagte ich, „schau dir an, was wir hier machen. Wir haben Mitarbeiter in El Yaque, die wir für ein paar hundert Dollar im Monat anstellen und die perfektes Englisch sprechen, die würden wir in den USA nicht einmal für das Zehnfache bekommen. Du sitzt in Kalifornien und glaubst, du musst alles kontrollieren. Du musst gar nichts kontrollieren. Du brauchst nur den richtigen Mitarbeiter, und dann kannst du überall sein, wo du willst."

Es dauerte ein paar Jahre, aber bei der nächsten Weltreise war er dabei.

Ich nahm ihn mit, weil ich gemerkt hatte, dass seine Kontrollsucht aus Angst kam, aus der Angst eines Mannes, der nie aus Kalifornien herausgekommen war. Er kam in alle Herren Länder, in die er sonst nie gekommen wäre. Sein Vater zog später seinetwegen nach Isla Margarita. Und ein paar Jahre danach, als ich Kolumbien entdeckte, folgte Chris mir auch dorthin.

„Richie hat was Neues", sagten die Leute irgendwann. „Dann müssen wir hin."

Konrad Kurt

Sein Vater kam später seinetwegen nach Margarita. Eigentlich hieß er Konrad, aber die meisten kannten ihn als Kurt, er hatte eben zwei Vornamen wie viele Österreicher seiner Generation. Konrad Kurt. Und Kurt war es, was die Leute riefen, wenn sie ihn brauchten.

Die ersten fünfzig Jahre seines Lebens hatte er in der Nähe von Klagenfurt verbracht, mit einem Haus, einer Frau und einem Sohn. Chris hatte er jung bekommen, mit zwanzig oder einundzwanzig. Also war Chris in den Zwanzigern, als sein Vater in den Fünfzigern war. Ich war damals siebenundzwanzig, Chris ein bisschen jünger und Konrad Kurt Anfang fünfzig. Das war ein Mann mitten im Leben, der gerade beschlossen hatte, dass die zweite Hälfte anders aussehen sollte als die erste.

Mit der Frau aus Klagenfurt war er früher verheiratet gewesen, die war Geschichte, er war geschieden. Geld hatte er, wenn auch nicht das Geld eines Reichen. Es war das Geld eines Mannes, der jahrzehntelang mit Import und Export gespart hatte, und in einem Schwellenland mit Wechselkursvorteil reichte es zehnmal so weit. Nach der Scheidung hatte er einen Teil davon hervorgeholt und sich in Florida ein Warehouse gekauft, ein Lagerhaus für Import und Export, das er vermietete. Jeden Monat kam ein Strom an Dollar herein, der nichts mit Arbeit zu tun hatte. *Relativ wohl bestückt*, sagte er dazu, ganz nüchtern, wie jemand, der die Mathematik seines Lebens kannte und sich freute, dass sie aufgegangen war.

In Florida hatte er dann eine Zeit lang gelebt und sich immer wieder neue Beziehungen gesucht, nur waren ihm die Frauen leider immer zu mühsam, sagte er. Oder er war den Frauen zu mühsam, das sagten sie nicht.

Als Chris sich auf Margarita wohlfühlte und nur noch lachte, lud er seinen Vater ein. Und der blühte dort richtig auf. Er beschloss, dass es Zeit war, *es krachen zu lassen*, und er benutzte das wie ein Programm. Er kam für ein paar Wochen, um Chris zu besuchen, und blieb

ein paar Jahre, weil ihm gefiel, wie sich das Leben dort anfühlte, und auf der Insel hatte er noch Freundinnen.

Oft saßen wir zu dritt auf der Terrasse von Chris' Wohnung, mit Bier, Rum und einer Empanada-Platte, manchmal auch einer ganzen Pizza, die irgendwer bestellt hatte, und Konrad Kurt erzählte, mit einem Zynismus, der mir damals lustig vorkam und mich heute nachdenklicher macht.

Für ihn war die Welt eine Bühne, auf der er der schlauere Spieler war, und das hatte jahrzehntelang funktioniert. Auf Margarita funktionierte es auch eine Weile, weil Margarita ihm ähnlich genug war, eine Insel, auf der die Regeln dehnbar waren und ein Österreicher mit Dollars im Hintergrund nicht auffiel.

Irgendwann fand er dann doch noch, was er in Florida nicht gefunden hatte, eine geduldige Frau, eine Thaifrau, die ihn nahm, wie er war, mit seinem Zynismus und seinem Sarkasmus und allem, was an einem Mann in seiner Lebenslage so hängen bleibt. Sie lebte mit ihm noch in Venezuela. Und als die Krise dort tiefer wurde, die echte, mit leeren Regalen in den Supermärkten, zog er mit ihr weiter nach Phuket, nach Thailand. Soweit ich weiß, lebt er noch dort.

Konrad Kurt war wegen sich selbst in Margarita, Chris war nur der Anlass. Und als dieses Gefühl zerbrach, ging er weiter, bis er an einem Ort ankam, an dem jemand bereit war, ihn auszuhalten.

Eine Faust und zwei Pistolen

In den Jahren in Venezuela hatte ich ein paar Situationen, die man in Wien so nicht hat.

Eine davon war ein Autoeinbruch. Ich hatte mein Auto in einer Straße in Porlamar geparkt und war kurz in einem Geschäft, und als ich zurückkam, war der Kofferraum aufgebrochen, und ein Mann lief mit ein paar Sachen von mir die Gasse hinunter. Manche davon waren schwer und wertvoll, Werkzeug, ein Laptop und ein paar Geschäftsunterlagen, die nicht in falsche Hände gehören.

Ich rief einen meiner Leute an, der gerade um die Ecke war. Dann verfolgten wir ihn, mit dem Telefon statt mit den Fäusten. Wir blieben in Sichtweite, ich rief die Polizei, gab die Beschreibung durch, blieb in der Leitung und sagte ihnen die Richtung. Zwei Polizisten kamen auf einem Motorrad und fingen ihn nach drei Häuserblocks ab. Weil die Sachen schwer waren, kam er nicht weit, und sie steckten noch halb sichtbar in seiner Tasche. Er wurde mitgenommen, bevor er verschwinden konnte.

Für ihn endete das nicht gut. Er wurde verurteilt, und zwar zu Recht, denn venezolanische Gerichte sind nicht immer schnell und nicht immer fair, aber wenn ein Fremder mit dem Diebesgut in der Hand erwischt wird, dann schon. Er bekam seine Strafe. Und ich bekam meinen Laptop zurück, mit ein paar Kratzern am Gehäuse, die mich heute noch an den Tag erinnern.

Die andere Situation war heikler, und sie spielte nicht in Venezuela, sondern in Bogotá.

Joe, mein Mitarbeiter, der die Salsa-Bars kannte und der mich mit drei Frauen gleichzeitig auf der Tanzfläche stehen ließ, war eben ein Party-Animal, das habe ich ja schon gesagt. Joe bestellte sich Sachen ins Haus, Drinks, Lebensmittel und manchmal auch Sachen, die man in keinem normalen Geschäft findet. Er war jung,

er hatte Geld, und er hatte die Mentalität eines neunzehnjährigen Bürgermeistersohns, der nichts ernst nahm, am wenigsten die Vorsicht.

Eines Abends waren wir in Bogotá, in dem Apartment, das wir dort gemietet hatten, da klingelte es. Joe machte auf. Es war ein Lieferant, der ihm Sachen brachte, die Joe vorher telefonisch bestellt hatte. Aber statt nur das Bestellte abzugeben, kam er herein, schloss hinter sich die Tür, zog eine Pistole und richtete sie auf uns beide. Er wollte Geld, alles, was wir dabeihatten, und dazu, was in der Wohnung war. Er kannte Joe von früher und wusste, dass es sich lohnte zu kommen.

Das waren die längsten zwei Minuten dieser Jahre. Joe stand neben mir mit erhobenen Händen und fluchte leise auf Spanisch, weil er den Mann erkannt hatte und wusste, dass das nicht ausgemacht war. Ich blieb ruhig, sehr ruhig. Wer in so einer Situation hektisch wird, gibt dem anderen einen Grund zu schießen, den er vorher vielleicht gar nicht hatte.

Ganz langsam nahm ich mein Portemonnaie heraus, beide Hände sichtbar, darin ein paar Pesos und ein bisschen Dollar, nichts Besonderes. Das legte ich alles auf den Tisch. Joe machte dasselbe. Der Mann nahm das Geld, ging rückwärts zur Tür, ohne uns aus den Augen zu lassen, und verschwand.

Eine Minute, zwei blieben wir stehen. Dann setzten wir uns hin, und Joe trank ein Glas Rum schneller, als ein Mensch ein Glas Rum trinken sollte. Angerufen habe ich niemanden, denn auch dort ist die Polizei in solchen Fällen nicht immer dein Freund, manchmal ist sie der nächste Lieferant. Wir saßen da und schauten uns an. Dann sagte Joe einen Satz, an den ich mich

heute noch erinnere: „Richie, ich höre auf zu bestellen. Was ich brauche, hole ich selbst."

Das hat er eine Woche durchgezogen, dann war alles wieder wie vorher.

Diese zwei Episoden sind nur zwei von mehreren aus diesen Jahren, die anderen zähle ich jetzt nicht auf. In Wien rufst du die Polizei und bekommst Hilfe, in Caracas rufst du die Polizei und bekommst manchmal das nächste Problem. Man lernt, dass ein Mann, der eine Pistole auf dich richtet, in den meisten Fällen bezahlt werden will, damit er sie wieder einsteckt. Wenn du ihm den Weg ebnest, hat er keinen Grund mehr zu schießen.

Schreien erhöht die Wahrscheinlichkeit, dass einer das Gleichgewicht verliert. Ich habe nie geschrien.

Was aus Joe wurde, gehört auch hierher, obwohl es Jahre später spielt. Als er längst nicht mehr für mich arbeitete und ich schon in Kolumbien war, baute er auf Social Media eine Seite über Venezuela auf, mit hunderttausenden Followern. Als die Opposition gegen das Regime kämpfte, fuhr er mit dem Motorrad durch Caracas und filmte, was die Nachrichten nicht zeigten, die Aufstände, die leeren Straßen und die Stimmung gegen das System. Bis eines Tages eine E-Mail direkt aus dem Innenministerium kam, mit einem einzigen Satz: Wir werden dich töten. Da setzte sich Joe in den nächsten Flieger nach Florida und beantragte Asyl, und er bekam es. Als ich ihn zuletzt traf, war er ausgebrannt, vom Feiern und noch mehr von den Jahren davor. Er hat kein Kind, aber einen Hund, und langsam wieder Boden unter den Füßen.

Ich erzähle das auch deshalb, weil ich selbst einmal so eine Mail bekam. Ich hatte eine Website betrieben,

escapevenezuela.com, über den Weg hinaus aus dem Land. Und irgendwann lag im Postfach dieser Domain eine Nachricht. Von wem sie kam, vom Geheimdienst oder von Aktivisten, weiß ich bis heute nicht. Es ändert auch nichts: Wir wissen, wo du wohnst. Wo deine Familie ist. Wo deine Kinder sind. Nimm die Seite runter. Ich habe sie heruntergenommen, noch am selben Tag und ohne Diskussion, und um mich hatte ich dabei gar keine Angst. Joe konnte in einen Flieger steigen, er hatte nur sich, ich aber hatte Töchter. Aktivismus endet dort, wo meine Kinder anfangen.

Eine Goldmine in Kolumbien

Und einmal, das war später, schon in den Marcella-Jahren, kam ich in eine Situation, für die es weder in Wien noch in Caracas etwas Vergleichbares gegeben hätte. Das war in Kolumbien, im Urwald, in einem Tal, das auf keiner Touristenkarte steht.

Marcella, die Mutter meiner ältesten Töchter, hat eine Tante, und die Tante betrieb eine Goldmine, eine illegale. Davon gibt es in Kolumbien mehr, als man denkt, in den letzten Jahren wahrscheinlich weniger als früher, aber damals war das üblich genug, dass eine Familie eine in ihre Aufzählung aufnehmen konnte, ohne dass einer groß die Augenbrauen hob.

Wie das funktioniert, hatte ich vorher nur in einer Reportage gesehen. Bagger fahren im Urwald in eine Schlucht, graben sich durch die Erdschichten, holen Schlamm heraus und waschen ihn mit Quecksilber und Wasser. Was übrig bleibt, sind Goldnuggets, manche so klein wie ein Reiskorn, manche so groß wie ein Daumennagel, und das Gold wird in den nächsten Dörfern

an Aufkäufer verkauft, die nicht fragen, woher es kommt.

Was Marcellas Tante dem fremden Schwiegersohn aus Österreich erst auf halbem Weg erzählte, war, dass das Tal, in dem die Mine lag, von der Guerilla kontrolliert wurde. Militärisch besetzt war es offiziell nicht, aber es stand unter ihrer Aufsicht. Wer hinein wollte, musste durchgelassen werden, und wer durchgelassen werden wollte, musste vorher angekündigt sein. Das hatte Marcellas Tante organisiert. Es ist genehmigt, sagte sie. „Du wirst niemanden sehen."

Ich sah auch niemanden. Aber ich wusste, dass jemand mich sah.

Einen Weg gab es eigentlich keinen, nur einen Pfad durch den Wald, der an sieben Stellen einen Fluss kreuzte. Siebenmal watete ich durch. Bei einem Bach ging das Wasser bis zu den Knöcheln, bei einem anderen bis zur Brust, den Rucksack hielt ich über dem Kopf und die Gummistiefel in der Hand, weil sie sich mit Wasser füllten und mich schwerer machten als die Strömung. Drei, vier Stunden gingen wir vielleicht.

Als wir im Camp ankamen, einer Lichtung mit ein paar Hütten und einem Generator, war ich am Ende. Das kam vom Fieber, mehr als von der Erschöpfung. Hohes Fieber, vielleicht von einer Mücke unterwegs, vielleicht vom Wasser, vielleicht ein Virus, der einen Touristen aus Wien schneller umhaut als einen Einheimischen, der damit aufgewachsen ist. Ich legte mich in ein Zelt, das jemand für mich aufgespannt hatte, und blieb zwei Tage liegen. Ich zitterte und schwitzte, schaute auf die Plane über mir und hörte den Generator brummen und ferne Stimmen, die ich nicht verstand.

Für andere Europäer, die so eine Geschichte später hören, mag das ein Abenteuer sein, eine Story für eine Bar in Wien, mit Bier und einem ungläubigen Zuhörer. Für mich war es das nicht. Ich war einfach krank, mitten im Wald, in einem Tal mit einer Goldmine unter Aufsicht der Guerilla, und ich wollte nichts anderes, als gesund zu werden und wieder hinauszukommen.

Am dritten Tag stand ich auf, und wir gingen denselben Weg zurück, siebenmal durch denselben Fluss. Gesundheitlich ging es mir wieder recht gut, ohne dass ich je erfahren hätte, was das eigentlich war.

Mutig war ich da nicht. Ich war jemand, der nicht Nein gesagt hat, wo er Nein hätte sagen sollen. Wer in eine fremde Familie einheiratet, geht in eine fremde Welt, deren Regeln er nicht kennt, und Marcellas Tante hatte mir das angeboten, weil sie ihren Schwiegersohn beeindrucken und mir zeigen wollte, was sie tut. Sie meinte es gut.

Ich bin nie wieder hingefahren. Aber ab und zu denke ich an die Hütte, an den Generator und an die Stimmen, die ich nicht verstand. Und an die Frage, die mir damals nicht in den Sinn kam, weil ich zu krank war: *Was hätten sie mit mir gemacht, wenn ich nicht mehr aufgewacht wäre? Wer hätte den Fremden zurück nach Medellín gebracht?*

VI.

Die Jahre vergingen, und das Schlaraffenland ging zu Ende. Venezuela sank, zuerst langsam und dann schnell, in eine Krise, die alles verschlang, die Wirtschaft, die Freiheit und die Hoffnung, und ich ging wei-

ter, wie ich es immer tue, in andere Länder, zu anderen Projekten und in andere Hardships.

Aber Venezuela ließ mich nicht los.

Zu Weihnachten 2021, fast zwanzig Jahre nach meinem ersten Heiligabend in El Yaque, beschloss ich zurückzugehen. Nur für ein paar Wochen, nur um meine Freunde zu besuchen und zu sehen, was aus dem Ort geworden war, den ich einmal geliebt hatte.

Die Grenze war zu, offiziell geschlossen. Aber das hat mich noch nie aufgehalten.

VII.

Fünfzehn Straßensperren lagen zwischen der kolumbianischen Grenze und Porlamar. Fünfzehnmal wurde ich angehalten. Und fünfzehnmal stand da ein Soldat mit Maschinengewehr, der mich anschaute wie etwas, das er nicht einordnen konnte. Was macht ein Europäer hier? Warum kommt der herein, wenn alle anderen hinauswollen? Was hat er im Kofferraum?

Eine Sperre ist mir besonders im Gedächtnis geblieben.

Der Soldat war jung, vielleicht zwanzig, das Maschinengewehr quer über der Brust und die Uniform verschwitzt, und wer ich bin und wohin ich will, interessierte ihn nur am Rand, er suchte einen Vorwand, irgendeinen Grund, mich mitzunehmen.

„Aussteigen. Koffer aufmachen."

Ich stieg aus und machte den Kofferraum auf. Meine Haltung war die eines Offiziers, weder aggressiv noch unterwürfig, einfach aufrecht: Machen Sie Ihren Job, ich respektiere das, ich bin auch Offizier.

Dann nahm er mein Telefon, versuchte meine WhatsApp-Chats zu lesen und mit einem Translator zu übersetzen und suchte meinen Namen im Internet. Und dann sagte er triumphierend: „Hey! Du wirst gesucht!“

Ich schaute auf den Bildschirm. Das war eine Klage, die ich selbst eingebracht hatte, ich war der Kläger.

Ich erklärte es ihm, ruhig und sachlich und mit dem Respekt, den man einem bewaffneten Mann schuldet, auch wenn er gerade versucht hat, dir einen Strick zu drehen. Er verstand, salutierte und ließ mich fahren.

Als ich wieder im Auto saß, sagte der Taxifahrer: „Das ist ein echter Señor.“

Und ich dachte mir: Mich juckt das nicht, ich bekomme sogar ein sportliches Gefühl dabei. Das ist wie im Gym, wenn du das Gewicht hebst, das du gestern noch nicht geschafft hast.

VIII.

Ich kam an und sah meine alten Freunde wieder. Und nach ein, zwei Wochen wusste ich, das ist der Platz, ich mache das hier.

In Medellín oder in den Bergdörfern in Kolumbien ging mir das Herz nicht auf, und eine stressige Großstadt brauchte ich nicht. Hier in Porlamar auf der Isla Margarita hatte ich Freunde, Infrastruktur, Universitäten und gebildete Leute, und es war zwar eine Insel, aber da war auch eine richtige Stadt und nicht nur Kaffeebauern und Touristen. Und die Kosten waren durch die Wirtschaftskrise ein Drittel so hoch wie in Kolumbien. Mir ging das Herz auf, das gute alte Margarita.

Ich kam an. Ich glaube, zwei Tage später hatte ich einen Schlüssel zu einem Büro, einen Assistenten und einen zweiten und konnte loslegen. So schnell geht das, wenn du die Leute kennst und die Leute dich.

Ich zog nach El Yaque, in ein Apartment, das mir ein Freund überließ und das wir dann kauften. Und ich hatte meine Tochter Susi dabei, acht Jahre alt, mutig, neugierig und bereit für das Abenteuer.

IX.

Aber das Venezuela von 2022 war nicht mehr das Venezuela von 2003.

Das Land hatte sich verändert, so wie sich ein Mensch verändert, der langsam krank wird, schleichend und über Jahre, und die Gesichter waren schmaler geworden, viele Dicke hast du dort nicht mehr gesehen wie früher. Statt achtzehn Jahre altem Whisky tranken die Leute den billigsten Rum oder selbstgemachte Chicha, um ein bisschen Spaß zu haben. Die Restaurants waren halb leer, die Straßen halb leer und die Hoffnung auch.

Und ich dachte mir: Wenn die Leute hier mit so wenig über die Runden kommen, was brauche ich dann eigentlich?

Also beschloss ich, einen Monat lang mit achtzig Dollar zu leben, so wie die Haushälterin.

Das war weder ein Stunt noch etwas für ein Video, und beweisen wollte ich es höchstens mir selbst. Ich wollte wissen, ob das geht. Kann man auf einer Insel, auf der man vor fünfzehn Jahren im Restaurant gesessen und Whisky getrunken hat, plötzlich leben wie jemand, der fast nichts hat?

Der erste Tag war seltsam, schwer eigentlich gar nicht, weil sich nur die Perspektive verschiebt. Du gehst in den Supermarkt und siehst auf einmal die Preise, siehst sie richtig. Thunfisch in der Dose kostet drei Dollar, und draußen beim Fischer bekommst du für dasselbe Geld drei Kilo frischen Fisch. Man wird mathematisch schlau. Kauf nicht Kartoffeln um zwei Euro das Kilo, kauf dir für einen Dollar drei Kilo Yucca. Große Entdeckungen sind das keine. Aber wenn du dein ganzes Leben lang die bunten Marken und Pakete gekauft hast und glaubst, das ist Wohlstand, dann ist es eben doch eine Entdeckung.

Ich kochte selbst, Reis, Bohnen, Fisch vom Strand und Obst vom Markt, kein Restaurant, kein Whisky und kein Taxi. Und das Erstaunliche war, dass ich mich gar nicht arm fühlte. Ich fühlte mich stolz und freudig, weil ich zum ersten Mal erkennen konnte, dass wir das Ganze nicht brauchen. Die Einschränkung ist nur im Kopf.

X.

Ron lernte ich in dieser zweiten Phase kennen, am Strand in Porlamar, über einen gemeinsamen Freund, Scott, einen Engländer aus London, der dort mit Frau und Kindern lebte. Scott war einer von diesen Typen, die überall auf der Welt Leute kennen und sie zusammenbringen, ohne selbst im Mittelpunkt zu stehen.

Ron war Holländer, groß, ruhig und nachdenklich. Nach zehn Minuten waren wir in einem philosophischen Gespräch, als würden wir uns seit Jahren kennen. Wir tauschten Nummern aus und blieben in Kontakt. Dann lud ich ihn ins Büro ein, weil wir gemeinsam an Data-Privacy-Projekten arbeiten wollten. Ich lernte

damals gerade, wie man Funnels aufbaut, Content generiert und Kunden gewinnt. Seine Ansätze waren sehr gut. Das war gute, ehrliche Arbeit. Ich übernachtete mit meiner Tochter bei ihm, er hatte ein super Apartment in Porlamar am Strand, mit Pools und Kinderclub für Susi, und er kam auch zu uns nach El Yaque.

Ron war einer von der guten Sorte, mit geradem Rücken, klarem Kopf und Prinzipien. Und genau das wurde ihm zum Verhängnis.

Seine Vermieterin wollte fünfzig Dollar mehr im Monat, dreihundertfünfzig statt dreihundert. Ron sagte Nein, weil er sehr korrekt ist: Vertrag ist Vertrag, zwölf Monate, und er zahlte pünktlich. In den meisten Ländern der Welt hätte sie achselzuckend aufgegeben. In Venezuela schickte sie einen Freund von der Polizei.

Auf einmal war Ron aus seiner Wohnung ausgesperrt, und der Portier rief an: „Deine Sachen werden gerade ausgeräumt."

Wir waren zusammen im Gym, als der Anruf kam, und ich sah, wie sich sein Gesicht veränderte. Ich sagte: „Calm down, beruhig dich, wir schauen uns das an, bleib einmal da."

Aber Ron war Holländer. Und Holländer haben ein Gerechtigkeitsempfinden, das keine Grenzen kennt. Er ging zur Polizeistation.

Dort habe ich ihn zum letzten Mal gesehen, für lange Zeit.

XI.

Ron verschwand.

Er hatte einen Overstay im Pass, aber dafür gibt es ganz klare Gesetze, nach venezolanischem Recht hat

das keine Sanktion. Trotzdem haben sie ihn verhaftet. Auch sein Nachbar wurde verhaftet, ein kolumbianisch-venezolanischer Doppelstaatsbürger, der ganz legal im Land lebte, mit offizieller Residenz. Den löschten sie einfach aus dem System. Von einem Tag auf den anderen galt er als illegal und wurde nach Kolumbien abgeschoben, und er saß ohne Grund im Gefängnis, nur weil er seinem Freund geholfen hatte.

Der letzte bekannte Standort von Ron war der Flughafen in Porlamar, wo er auf einer Bank schlief und auf einen Flug nach Caracas wartete. Dann nichts mehr.

Ich begann zu graben, systematisch. Welche Polizisten hatten an diesem Tag Dienst? Ich fand ihre Namen und dann ihre Fotos. Dann schaltete ich die holländische Konsulin ein, dann den holländischen Botschafter in Caracas.

Und dann kam der Schritt, der alles veränderte. Ich engagierte einen Journalisten von der größten Tageszeitung in Caracas. Die Geschichte war ja echt: Ein holländischer Staatsbürger war verschwunden, die holländische Gemeinschaft war besorgt, und hier waren die Fotos der Beamten, die zuletzt mit ihm zu tun hatten.

Der Artikel erschien, mit Fotos, mit Namen und mit der Telefonnummer des holländischen Botschafters.

Was dann kam, machte mich erst richtig unruhig, und zwar weniger der Fall selbst als die Reaktionen darauf.

Ich hatte eine Anwältin engagiert, die herausfinden sollte, warum Ron festgenommen worden war. Sie wurde von der Polizei bedroht und eingeschüchtert: Hör auf zu fragen, sonst wird es unangenehm.

Dann rief mich der Botschafter selbst an und sagte, er fürchte um sein eigenes Leben, er wolle nicht mehr

mit mir sprechen, und seine Nummer hätte er nie veröffentlicht sehen wollen.

Ich sagte: „Das ist Ihre Aufgabe. Sie müssen gerade stehen für Ihre Landsleute, sonst dürfen Sie so einen Job nicht annehmen. Sie können nicht jemanden verschwinden lassen und dann nichts sagen."

Wenn eine Anwältin bedroht wird und ein Botschafter Angst um sein Leben hat, dann weißt du, dass du es mit mehr zu tun hast als mit einem lokalen Polizisten, der sich wichtig macht. Dann steckt etwas Größeres dahinter.

XII.

Was wir fanden, bestätigte das Schlimmste.

Ron war in einem illegalen Kerker in Caracas verschwunden. Er war mit Handschellen an ein Bett gekettet, ohne offizielles Gefängnis, ohne Gerichtsverfahren und ohne Anwalt. Ein Loch.

Und er war nicht allein. Andere Gefangene, Leute von Ölbaufirmen aus Curaçao, von den ABC-Inseln, hatten zwei Jahre lang kein Tageslicht gesehen. Zwei Jahre in Handschellen im Dunkeln, und die Firmen wurden mit zweihunderttausend Dollar erpresst.

Hinter allem stand, wie sich in den nächsten Tagen herausstellte, der venezolanische Geheimdienst, die DGCIM, Dirección General de Contrainteligencia Militar, und die hatten Ron geschluckt wie ein Wal einen Fisch, und niemand sollte je davon erfahren.

Sie behaupteten, Ron sei von Interpol gesucht, und zeigten einen angeblichen Haftbefehl. Das war alles vorgetäuscht, eine Verschleierungstaktik, um Zeit zu gewinnen und Geld zu erpressen.

Wir hielten dagegen, mit hundert Zeitungsartikeln, täglichen Berichten und einer Website, auf der man verfolgen konnte, wo Ron war oder wo er zuletzt gesehen wurde. Ich machte sein Verschwinden so öffentlich, so laut und so unangenehm, dass sie ihn nicht mehr ignorieren konnten.

Die venezolanische Regierung schlug zurück. Sie startete Gegenpublikationen, Meldungen, wonach Ron Teil einer kriminellen Bande gewesen und die Verhaftung berechtigt gewesen sei. Und die kolumbianischen Zeitungen übernahmen das einfach und schrieben es ab, ohne nachzufragen, nach dem Motto: Da steht doch was, also wird schon was dran sein.

Tagelang kontaktierten wir diese Journalisten und erklärten ihnen, was wirklich Sache war, bis sie die Sachen entweder löschten oder bereit waren, die Geschichte zu korrigieren. Aber da sieht man, mit welcher Macht und welchen Mitteln die vorgehen, um sich nach außen zu schützen.

Und dann ließen sie Ron letztlich gehen, wie eine heiße Kartoffel. Sie brachten ihn zum Flughafen, mit einem First-Class-Ticket von Turkish Airlines über Istanbul nach Holland, und die venezolanischen Behörden posteten eine kurze Meldung: „Holländer hat das Land verlassen." Thema erledigt. Was vorher war, die Handschellen, der Kerker und die zwei Jahre Dunkelheit für die anderen Gefangenen, wollte keiner mehr besprechen. Sie veröffentlichten sogar Fotos von ihm am Flughafen, als Beweis, dass alles in Ordnung sei. Und genau dieses Propagandafoto, das beweisen sollte, dass nichts passiert war, wurde zum Beweis ihrer Niederlage.

Alle Kosten habe ich übernommen, Journalisten, Anwälte, Telefonate und Flüge, und ich habe von ihm nie etwas zurückverlangt. Das war für mich ein Prinzip.

XIII.

In dem Moment, in dem ich begriff, dass der Geheimdienst hinter Rons Verschwinden steckte, als die Anwältin bedroht wurde, der Botschafter nicht mehr sprechen wollte und Rons Nachbar aus dem System gelöscht wurde, wurde mir kalt. Ich dachte mir: Ich sitze mit meiner achtjährigen Tochter in Porlamar, auf derselben Insel und in demselben Land. Und wenn die meinen Namen kennen, wenn die wissen, dass ich hinter den hundert Zeitungsartikeln stecke, hinter den Fotos der Beamten und hinter der veröffentlichten Nummer des Botschafters, dann sind wir die Nächsten. Regelmäßig schaute ich beim Fenster hinaus, welche Autos sich bewegten.

Meinen Overstay hatte ich beim Chef der Einwanderungsbehörde gemeldet, rechtzeitig, fristgerecht und protokolliert, alles korrekt. Aber ich wusste, dass ich in diesem Land auf keine Behörde zählen kann und dass die Lawine jeden Moment losgetreten werden kann.

Und dann passierte genau das.

Ich war nach Caracas geflogen, um meine alte Residenz wieder zu aktivieren, und wartete dort stundenlang bei der Behörde. Kontakte versprachen mir, das regeln zu können, aber es funktionierte nicht. Der eine redete sich auf den anderen aus, und dann ging es doch nicht. Das ist Standard Operating Procedure in Venezuela, selbst mit Geld gehen die Sachen nicht, weil das Geld einfach verschwindet und nichts passiert.

Nach zwei Tagen gab ich auf und buchte den Rückflug nach Isla Margarita, weil ich bei Susi sein wollte.

Am Flughafen in Caracas hielten sie mich an, wegen einer Einreisesperre im System. Ich sagte: „Ich bin ja schon im Land. Wo soll die Einreisesperre herkommen? Ich bin ja schon da." Mir war das egal, ihnen aber nicht.

Sie nahmen mir den Reisepass ab.

Was das in Venezuela bedeutet, muss man verstehen. Ohne Reisepass kannst du das Land nicht verlassen, du sitzt fest. Im Kerker bist du vielleicht noch nicht, aber die erste Vorstufe hast du schon erlebt. Und der einzige Weg, den Pass zurückzubekommen? Fünftausend Dollar, an wen und wohin auch immer, ohne Quittung. Das ist Erpressung, nichts anderes.

Was sie nicht wussten: Ich hatte verschiedene Reisepässe, einen Notpass und einen Schweizer Pass. Kriminelles hatte ich damit nie vor, ich hatte einfach Optionen.

Aber jetzt musste ich Papiere organisieren, für mich und für Susi. Jemand half mir dabei. Ob es klappte, konnte ich nicht nachprüfen, ich musste einfach vertrauen.

XIV.

Es war der 21. oder 23. Dezember, als wir zum Flughafen fuhren, Richtung Grenze, hinaus aus diesem Land, ein für alle Mal.

Und selbst da, am Flughafen, am letzten Checkpoint, kam noch ein Hindernis. Eine Beamtin an der Passkontrolle wollte uns nicht durchlassen. Sie verlangte Dokumente von der Mutter, eine Autorisierung, dass ich mit

meiner Tochter reisen darf. Ob ich überhaupt ihr Vater sei, ob ich eine Genehmigung habe.

Das waren Vorwände, Dinge, die vielleicht nirgends im Gesetz stehen. Aber wenn du an einem Schalter stehst und die Frau auf der anderen Seite sagt Nein, dann ist es Nein, egal was im Gesetz steht.

Ich blieb ruhig. Ich erklärte, dass wir zur Großmutter fliegen, dass die Mutter in Kolumbien lebt, dass Weihnachten ist und es keine anderen Flüge gibt. Susi stand neben mir, hielt meine Hand und schaute die Frau an, und die Frau schaute zurück.

Sie sah, was jeder sehen konnte, dass dieses Kind bei seinem Vater war. Vor ihr stand ein Vater mit seiner Tochter, der zu Weihnachten nach Hause wollte.

Letztlich war sie doch menschlich, drückte die Augen zu und ließ uns fliegen.

Das war sehr knapp, wie so vieles in diesem Land.

XV.

Zwischen dem Flughafen und der Grenze lagen fünf Straßensperren. Das waren nicht fünfzehn wie bei der Einreise, aber jede einzelne war schwerer als alle fünfzehn zusammen. Bei der Einreise hatte ich ja nichts zu befürchten gehabt, jetzt wusste ich, was passieren konnte. Ich hatte gesehen, wo Ron gelandet war, mein österreichischer Pass lag konfisziert in Caracas, und neben mir saß ein achtjähriges Mädchen, das nicht wissen durfte, warum ihr Vater so ruhig lächelte und gleichzeitig so aufmerksam in jeden Rückspiegel schaute.

Ich hatte Weihnachtsgeschenke eingepackt, Whiskyflaschen und Spielzeug. Mit Weihnachten hatte das we-

nig zu tun. Ein Mann mit Geschenken sieht einfach weniger verdächtig aus als ein Mann mit nichts.

An einer Sperre nahm ein Soldat meinen Pass und schickte Fotos über WhatsApp an irgendeine Zentralstelle in Caracas. Ich stand da und dachte mir: Mit dem Namen und mit dem Bild, wenn die vom Geheimdienst mich auf einer Liste haben, dann bin ich es. Dann klicken jetzt die Handschellen. Und wie soll ich das meiner achtjährigen Tochter erklären?

Die Minuten vergingen. Der Soldat schaute auf sein Telefon, schaute mich an und schaute wieder auf sein Telefon.

Dann gab er mir den Pass zurück.

Ich lächelte, selbstbewusst wie immer, stieg ins Auto und fuhr weiter. Ich selbst werde in solchen Momenten nicht so nervös. Aber wenn ich mein Kind dabeihabe, ist mir ein bisschen anders zumute.

Eine Nacht übernachteten wir in San Antonio, dem letzten venezolanischen Ort vor der Grenze. Am nächsten Tag ging es über die Brücke nach Kolumbien. Auch dort gab es Themen, der falsche Stempel im System, Fragen und Blicke, und ich habe einiges gezahlt. Aber wir sind durchgekommen.

Und dann standen wir in Cúcuta.

Im Hotel Casino war überall Weihnachtsbeleuchtung, Schmuck an den Bäumen und freundliche Menschen, die einen anlächelten und es auch so meinten. Keine korrupten Beamten mehr, keine Maschinengewehre und keine Autos, die uns verfolgen konnten, wir waren in Sicherheit. Das war so ein erleichterndes Gefühl, wie ein Paradies nach der Hölle.

Susi schlief in dieser Nacht sofort ein. Ich lag wach.

In dieser Nacht, mit den Weihnachtslichtern draußen und meiner Tochter neben mir, wurde mir etwas klar, das ich seitdem nie mehr vergessen habe: *Wer keine Exit-Option hat, ist erpressbar.* Das gilt für einen venezolanischen Geheimdienst genauso wie für ein Finanzamt oder eine Behörde, die beschließt, dass du ein Problem bist. Also baute ich mir systematisch Optionen auf, mehrere Residenzen, mehrere Konten, mehrere Pässe und Firmenstrukturen auf verschiedenen Kontinenten. Ich war mehrfach nur mit einem Lächeln und einem Notpass durchgekommen. Und ich wusste, dass beim nächsten Mal das Lächeln vielleicht nicht reicht.

Die Idee mit den mehreren Pässen kam übrigens gar nicht von mir. Sie kam ausgerechnet von meiner Mutter, die durch die Heirat mit meinem Vater die Schweizer Staatsbürgerschaft bekommen hatte. Schon als Kind sah ich, wie man sie am Konsulat behandelte, freundlich, zuvorkommend und respektvoll, während in Österreich alles bürokratisch und langweilig war. Das prägte sich ein.

Als ich dann in jungen Jahren reiste, merkte ich schnell, dass es einen Unterschied macht, welchen Pass du am Schalter zeigst. Mit dem einen brauchst du ein Visum, mit dem anderen nicht. Mit dem einen darfst du dreißig Tage bleiben, mit dem anderen neunzig. Und wenn das eine Visum abläuft, kannst du mit dem anderen noch einmal einreisen, ohne einen Stempel, der dich verrät.

In Venezuela hatte ich eine Residenz, und in Kolumbien hätte ich mir jederzeit einen Pass abholen können. Man muss nicht alle gleichzeitig in der Tasche haben, es reicht, wenn man weiß, wo man sie bekommt. Und wenn du mit vier Kindern reist und einer verbrennt

oder geht verloren, dann hast du einen zweiten. Das hat mir mehr als einmal die Reise gerettet.

Heute weiß ich, wie man Staatsbürgerschaften bekommt, welche Programme es gibt und wie man Ausnahmegenehmigungen beantragt. Viele glauben, ihr Land erlaubt keine zweite Staatsbürgerschaft. Es gibt aber klare Gesetze und genauso klare Ausnahmeregelungen, du musst sie nur kennen und die richtige Begründung ins Treffen führen. Auch das ist Legal Reverse Engineering.

XVI.

In Cúcuta gab es einen Mann, der mir den Grenzübergang oft ermöglichte, diesmal und auch über die Jahre hinweg, Johann, ein fröhlicher Kerl, der alle kannte und den alle kannten. Er saß am Schreibtisch des Einwanderungschefs, als gehörte er dorthin.

Meine Begründung für die Einreise nach Venezuela über diese Grenze war einfach und wahr: „Meine Tochter ist dort vor Jahren gestorben. Ich möchte zum Friedhof." Susanne Karoline. Es war ein emotionaler Grund, aber ein wahrer, und er ließ jeden Grenzbeamten verstummen.

Der venezolanische Chef der Einwanderungsbehörde kam über die zweihundert Meter lange Brücke herüber, setzte sich zu uns ins Büro und sprach mit Johann, die beiden kannten sich, und ich sah die freundschaftlichen Gesten. Ich erklärte die Sache noch einmal. Und dann sagte er: „Okay. Ich mach's."

Das Büro roch wie die neunziger Jahre bei uns, nach kalter Klimaanlage, die einem in den Nacken blies, nach Schweiß und nach gutem kolumbianischem Kaffee. Ei-

ner von diesen Orten, an denen die Zeit stehen geblieben ist und die Menschen trotzdem funktionieren, weil sie einander kennen, weil es Vertrauen gibt und weil die Regeln für die flexibel sind, die Respekt zeigen.

Danach brachte ich bei jeder Grenzüberquerung eine kleine Aufmerksamkeit mit, eine Flasche Wein, einen Rum oder einen Baileys für die Frau des Beamten. Geschmiert war da niemand, das war Freundschaft.

Einmal bat man mich sogar, als Französisch-Dolmetscher zu helfen. Im Verhörraum saß ein verdächtiger Mann, der sehr arabisch aussah, einen ganz neuen luxemburgischen Pass hatte und behauptete, er spreche nur Französisch. Dabei sprach er kein Wort Französisch, und in seiner Geldbörse steckten syrische Geldscheine. Ich dachte mir: Was ist das hier für ein Ort, an dem ein Österreicher für die kolumbianische Einwanderungsbehörde einen Luxemburger auf Französisch befragt, der vielleicht ein Syrer ist?

Johann ist später an Bauchspeicheldrüsenkrebs gestorben. Er war einer von den Menschen, die du nie vergisst, weil sie dir das Leben leichter gemacht haben, ohne viel dafür zu verlangen.

XVII.

Ron erholte sich ein paar Wochen in Holland von dieser Gefahr, und seitdem sind wir beste Freunde. Er hat wieder geheiratet, ich kenne seine Frau. Wir haben uns in München getroffen, und er hat mich auf meiner Finca in Kolumbien besucht. Bald wird er Vater. Nach Venezuela ist er nach diesem Erlebnis nie wieder zurückgegangen.

XVIII. Das weiße Päckchen

Nicht jede Gefahr in Venezuela kam vom Geheimdienst. Manche kam von der Straßenpolizei, und die war fast schlimmer, weil sie unberechenbarer war.

Ich war mit einer Freundin unterwegs, nachts in Playa El Agua, wir kamen aus einer Disco und fuhren mit dem Auto weg. Die Polizei hielt uns an und durchsuchte den Wagen. Und dann holte der Beamte auf einmal hinter dem Außenspiegel ein Päckchen heraus, weißes Pulver. „Oh, was haben wir denn da?"

Das waren wir sicher nicht. Aber ich wusste schon, dass die Polizei in Venezuela dir Drogen ins Auto steckt, dich anhält und dich dann des Besitzes beschuldigt. Das ist ihre Geschäftsgrundlage.

Meine Freunde waren nervös. Ich rief einfach den österreichischen Konsul an und gab ihnen das Telefon. Wenn du gleich einen Diplomaten in der Leitung hast, können die das am Straßenrand nicht überprüfen, aber es wirkt. Auf einmal war der Ton ein ganz anderer.

Wir zahlten ein kleines Schmiergeld, sicher nicht so viel, wie sie sich vorgestellt hatten, und fuhren weiter.

Je mehr Gesetze und Vorschriften es gibt, desto mehr können Beamte sie verwenden, um dir etwas anzuhängen und dich zu erpressen. Und das machen sie nicht im Sinne des Volkes.

* * *

Venezuela war mein zweiter Freiheitstest, und ich bestand ihn, allerdings anders, als ich gedacht hatte.

Ich dachte, der Test wäre, ob ich mit achtzig Dollar leben kann, ob ich billig existieren und trotzdem frei

sein kann. Und ja, das konnte ich. Aber das war nur die Aufwärmrunde.

Ich stand in Cúcuta im Hotel Casino, mit den Weihnachtslichtern, den freundlichen Gesichtern und meiner schlafenden Tochter neben mir.

Leseprobe Ende.

Das war die zweite von sieben Prüfungen.
Freedom Tests erscheint am 8. Januar 2027
als Taschenbuch und E-Book.

Du stehst auf meiner Leserliste und bekommst
zum Erscheinen Bescheid.

Richard

Leseprobe aus Fassung v59 (28.10.2026). Bis zum Erscheinen kann sich der Text noch ändern.
Erzählt nach meinen Diktaten, mit KI-Hilfe geordnet. © Richard Frederic Bertossa